

9. Migration in Graubünden – eine Erfolgsgeschichte?

Im Rückblick auf das bisher Geschriebene scheint Zuwanderung in den Kanton Graubünden trotz einiger anfänglicher Hürden insgesamt erfolgversprechend zu sein. Einige Lebensgeschichten lassen sich auf den ersten Blick geradezu als Erfolgsgeschichten lesen. Beide Regionen haben unverkennbar auch für Zugewanderte Qualitäten, wie beispielsweise den dank bereits vorhandener Netzwerke erleichterten Erstzugang zum Arbeitsmarkt im Oberengadin oder die persönlichen Kontakte in kleinen Dörfern, die den Mangel an Integrationsstellen oder -massnahmen oft sehr wirkungsvoll ausgleichen, da sie individuell auf die Bedürfnisse der Personen zugeschnitten sind. Zudem mag die langjährige Aufenthaltsdauer der meisten Interviewten als Beleg für die Attraktivität der Region gelten.

Zu diesen positiv verlaufenen Migrationsbiographien haben sowohl externe Faktoren als auch selbst gewählte Strategien beigetragen. Zu letzteren gehören das Ausloten des gegebenen Handlungsspielraums und die individuelle Gestaltung desselben. Im Engadin bedeutet das beispielsweise, sich im Rahmen des relativ starren Korsetts der saisonal geprägten Arbeitswelt einzurichten und sich darin seine Freiräume zu schaffen. Viele Biographien zeugen von einer starken Mehrfachzugehörigkeit. Durch längere Aufenthalte an weiteren Ankerpunkten während der Zwischensaison werden diese Bindungen ständig erneuert und gefestigt. Verbunden mit der Schwierigkeit, vor Ort Wohneigentum erwerben zu können, ergibt dies eine Zukunftsperspektive, welche die volatile Atmosphäre der Tourismusregion widerspiegelt: Pendeln oder Wegziehen im Alter sind denn auch die meistgenannten Optionen für die Zukunft. Im Avers und Schams hingegen sind tourismusbedingte jahreszeitliche Schwankungen im Arbeitsleben kein Breitenphänomen. Die Freizeitgestaltung ist nicht in ein Arrangement mit der extremen Zyklik von hohem Arbeitsaufkommen und zwischensaisonaler Leere gezwungen, sondern

erfolgt kontinuierlich in kurzen Sequenzen über das Jahr verteilt. Aufenthalte an anderen Referenzorten sind kürzer, die Verankerung vor Ort durch persönliche Kontakte und aktives Engagement stärker. Zudem verstärken tiefere Immobilienpreise und der dadurch erleichterte Eigentumserwerb die Ortsverbundenheit. Alle im Schams und Avers Interviewten stellten ihre Wohnsituation als befriedigend dar, in vielen Fällen konnten sie sich gar ein eigenes Haus leisten. Alt werden im Avers und Schams ist für die meisten eine attraktive Vorstellung.

Beruflich heisst es, die eigenen Kompetenzen mit den vorgegebenen Anforderungen und Bedürfnissen auf dem regionalen Arbeitsmarkt in Einklang zu bringen. In beiden Regionen ist das Arbeitsstellen-Angebot nicht annähernd so diversifiziert wie im urbanen Raum. Wer sich im Rahmen seiner Interessen und Neigungen vor Ort beruflich entwickeln möchte, muss dementsprechend kreativ und flexibel sein und sich sein Wirkungsfeld unter Umständen selbst schaffen.¹ Die von verschiedenen Interviewten mehrheitlich erfolgreich angewendete Bricolage-Strategie ist Ausdruck davon. Dies zeigt, dass auch in diesen Regionen neben traditionellen beruflichen Werdegängen durchaus Platz für und gar Bedarf nach Alternativen besteht. Eine zukunftsgerichtete Regionalentwicklung ist auf solche innovativen, risikobereiten Köpfe angewiesen. Marchner (2015: 70) zufolge braucht es mehr »von dem, was oft als das vermeintliche Gegenteil ländlicher Regionen erscheint: nämlich urbane Qualitäten wie Vielfalt, Widerspruch und Austausch in einer offenen, experimentierfreudigen Atmosphäre«. Stattdessen prägten aber »allzu oft rückwärtsgewandt[e]« und »traditionalistisch[e]« (ebd. 58) Vorstellungen über ländliche Regionen und deren Entwicklungsmöglichkeiten die Regionalpolitik. Sie grenzten Regionen »oft auf bestimmte Funktionen und Möglichkeiten ein« (ebd.) und behinderten das Entstehen von Neuem. Demgegenüber beweisen Migrantinnen und Migranten bereits durch ihre Migration, dass sie bereit sind, gewohnte Pfade zu verlassen, etwas Neues zu versuchen und sich auf Unvorhersehbares einzulassen. Sie bringen neben ihrem Blick von aussen neue Ideen und Konzepte in die Region und erfüllen somit schon beinahe in idealtypischer Weise das Profil von Erneuerern. Dies zeigt sich nicht nur im Beruf, sondern auch in ihrem Mobilitätsverhalten, das neue Möglichkeitsräume schafft. Die Vorstellung, sich im national gesehen peripheren Schams niederzulassen, gerade weil es im Zentrum Europas liegt und sich somit berufliche und private Aktivitäten nördlich und südlich der Alpen verbinden las-

1 Vgl. Ostertag (2008).

sen, bedingt ein Denken in Dimensionen, die über tradierte Aktionsradien und Lebensentwürfe hinausgehen. Denen scheinen nicht nur Alteingesessene, sondern auch Arbeitgeber in den Metropolen immer noch verhaftet zu sein. Eine im Schams wohnhafte, aus dem Ausland zugewanderte Person² berichtet mit Befremden, wie sie trotz internationaler Karriere in weltweit tätigen Firmen bei der Arbeitssuche auf Schwierigkeiten stösst. Während für sie Stellenangebote im 150 km entfernten Zürich problemlos im Bereich des Möglichen liegen und Pendeln über längere Strecken oder multilokales Wohnen selbstverständliche Optionen darstellen, scheint der Wohnort für die potenziellen Arbeitgeber nach wie vor einen Makel darzustellen – für die betroffene Person eine überraschende Erkenntnis, mit der sie bei ihrem Umzug ins Schams nicht gerechnet hat. Die für sie unhinterfragte Lebensweise erweist sich in diesem Umfeld als Pionierleistung.³ Verschiedene Mobilitätsformen und multilokale Lebensweisen werden zwar bereits seit Längerem wissenschaftlich untersucht⁴ und auch das kantonale Amt für Raumplanung fordert ein Denken in grösseren Handlungsräumen sowie eine Nutzung der »Nähe zu den Metropolitanräumen Zürich, München, Stuttgart und Milano [...] für die Entwicklung als Wohn-, Wirtschafts- und Tourismusstandort« (Kantonaler Richtplan Graubünden 2018: 10). Dennoch gilt es, die praktische Umsetzung dieser Haltung noch zu untersuchen und Fördermöglichkeiten zu entwickeln.

9.1 Fremd bleiben

Erfolgsgeschichten finden sich relativ leicht. Es darf jedoch nicht vergessen werden, dass es sich hierbei um eine Auswahl von Personen handelt. Es ist schwierig, Menschen für ein Gespräch zu gewinnen, die ihren Werdegang und ihr Umfeld kritisch oder gar negativ betrachten.⁵ Drei Frauen haben es gewagt – neben durchaus auch sehr positiven Äusserungen zur Region – pointiert Kritik zu äussern. Hinter ihren Aussagen ist die Erfahrung einer

2 Die Person wurde nicht im Rahmen dieser Studie interviewt.

3 Zum Mobilitätsverhaltens der Bevölkerung im ländlichen und touristischen alpinen Raum gibt es noch kaum qualitative Daten. Gerade für eine zukunftsgerichtete Regionalentwicklung wäre dies jedoch von grosser Bedeutung.

4 Vgl. Rolshoven (2006); Weichhart (2009); Akademie für Raumforschung und Landesplanung ARL (2016); Hilti (2013).

5 Vgl. 2.2 Qualitative Interviews als empirische Datengrundlage – Auswahl der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner.

Ethnisierung durch andere erkennbar. Dies manifestiert sich besonders deutlich im Beruf in Form einer Dequalifizierung.⁶ Mit ethnischen Stereotypen werden Migrantinnen und Migranten nicht nur in alpinen Regionen konfrontiert. Fernanda Jörg erlebt auch im Grossraum Zürich Situationen von Statusabwertung. Dort sieht sie aber dank der höheren Bevölkerungsdichte und der damit verbundenen sozialen Vielfalt mehr Möglichkeiten, sich an Menschen zu halten, die sie als gleichwertig respektieren. Im Engadin fehlte ihr diese Ausweichmöglichkeit. Diese Statusabwertung hebt auch Sumalee Buchli in ihren Schilderungen hervor. Ihrer Ansicht nach hat sie einen bedeutenden Beitrag zum Aufbau der Unternehmen geleistet, die sie zusammen mit ihrem Mann führt. Viele Dinge sind aufgrund ihrer Initiative entstanden. Dass in einem Fernsehbeitrag anstelle ihres Redebeitrags ein Interview mit dem Gemeindepräsidenten gezeigt wurde, interpretiert sie als Geringschätzung ihrer Leistung.

Sie haben ihn [den Gemeindepräsidenten] an meine Stelle eingesetzt. Sie liessen ihn zeigen, dass er ein guter Typ ist, dass er das in seinem Dorf machen lässt, dass dies in seinem Dorf passiert. Es ist, oh mein Gott! ... Er hat einfach meine Anerkennung geklaut! Denn ich denke, die können es nicht akzeptieren, dass ich es bin, die Ausländerin, die etwas gestartet hat, was gut ist, das bisher noch nie in Europa stattgefunden hatte, überhaupt nicht. Denn bevor ich im Magic Wood angefangen hatte, hatte keiner der Kletterplätze in Europa je einen Clean up Day. Nichts. Hier im Magic Wood machte ich es – zum ersten Mal in Europa. Sie können das nicht akzeptieren, dass Asiaten, eine asiatische Frau, das gemacht hat. So vermute ich. (Sumalee Buchli)

Im Gegensatz zu Fernanda Jörg, die heute nicht mehr in Graubünden lebt, hat Sumalee Buchli nicht vor, von hier wegzuziehen. Sie hat Pläne für ihre Betriebe und ist bereit, dafür zu kämpfen, wie sie sagt. Dieser Kampf ist gleichzeitig auch ein Kampf gegen ihre Unsichtbarkeit.

Ich spiele eine wichtige Rolle [im Betrieb]. Wenn es ein Problem gibt, dann bin ich es... [die das löst]. Aber andere gehen eher zu meinem Mann. Deshalb sind alle Interviews im Radio, im Fernsehen, in Zeitschriften immer nur mit ihm (trauriges Lachen). Sie erwähnen mich nie wirklich. (Sumalee Buchli)

6 Vgl. 8.2 Das unerkannte Potenzial – berufliche Dequalifizierung.

Carla Pinheiro ist die einzige Interviewte, die wieder in ihr Herkunftsland zurückgekehrt ist. Auslöser dieses Entscheids war die Erkrankung ihres ältesten Kindes. Der Arzt und die Eltern führten die Ursachen auf psychische Probleme zurück. Das Kind wurde in der Spielgruppe und im Kindergarten ausgelacht und geschlagen. Die Mutter berichtet von Rivalitäten zwischen schweizerischen und portugiesischen Kindern. Gleichzeitig war auch die Beziehung zwischen Eltern und Betreuungspersonen konfliktbeladen. Carla Pinheiro fühlte sich unverstanden und vermisste eine Anerkennung ihrer Anpassungsbemühungen. Diskussionsstoff boten Erziehungsfragen und das Respektieren von ortsbezogenen Regeln. Zur Eskalation kam es der Mutter zufolge bei einer Auseinandersetzung im Zusammenhang mit dem »Chalandamarz«.⁷ Die Eltern wollten den schul- und arbeitsfreien Tag nutzen, um nach Chur zu fahren. Die Kindergartenlehrperson lehnte das Gesuch ab in der Überzeugung, dass die Teilnahme an dieser Tradition für die Kinder obligatorisch sei. Der Schulvorstand bewilligte schliesslich das Gesuch. Nach diesem Vorfall begannen Carla Pinheiro zufolge die gesundheitlichen Probleme ihres Kindes.

Mein Mann sagte: »Es ist besser, wenn du mit den Kindern nach Portugal zurückgehst. Sonst werden wir nie mehr von hier wegkommen.« Ich sagte: »Gut, dann gehe ich mit den Kindern nach Portugal und dann werden wir sehen.« Ich ging und dem Kind geht es seither immer gut. Seit sechs Jahren bin ich jetzt in Portugal. Als ich zurückkehrte, war ich schwanger mit dem dritten Kind, ohne es zu wissen. Es war schrecklich. [...] Mein Haus war nicht, wie es heute ist. Klar, man konnte drin wohnen. Aber es hatte noch keine Heizung. Ich hatte kein Auto und ich kannte nichts. Ich wollte ein Dokument, irgend etwas, und wusste nicht wohin ich gehen musste. [...] Hier [in der Schweiz] gehen wir zur Gemeinde, fragen etwas und sie wissen es. Dort [in Portugal] nicht. Dort gehen wir zur Gemeinde, sie wissen es nicht. [...] Ich war die Fremde in Portugal. Ich kannte nichts in Portugal. Ich ging mit 17 Jahren weg und kam mit 28 Jahren zurück. Die Ärzte, das System, ich kannte es nicht. (Carla Pinheiro)

7 Chalandamarz ist ein Frühlingsbrauch, der im Engadin vielerorts eine grosse Bedeutung hat, laut Informationsblatt der Schule Sils heute das bedeutendste Kinderfest im Engadin. Auf ihrer Homepage finden sich die Informationen zum Brauch auf Deutsch und Portugiesisch, was die Bemühungen der romanischsprachigen Schule zeigt, den zugezogenen Eltern die Tradition näher zu bringen (<https://www.sils-segl.ch/chalandamarz.html>, 23.7.2020).

Fremdheit ist die diesen Aussagen zugrunde liegende Erfahrung. Carla Pinheiro fühlte sich in der Engadiner Gemeinde fremd und unverstanden, aber nach langer Abwesenheit anfänglich auch in ihrem Herkunftsort. Ihre Schilderungen deuten darauf hin, dass sie nicht gewillt ist, sich widerspruchslös allen geltenden Regeln zu beugen, sowohl hier als auch dort. Sie hinterfragt Etabliertes und fordert ihre Rechte ein. Die gesundheitlichen Probleme ihres Kindes sind nur der Kulminationspunkt. Carla Pinheiro berichtet von weiteren Konflikten mit dem Vermieter und der Gemeinde, die ihr zufolge deutlich machen, dass die Interessen der ständig wohnhaften Migrantinnen und Migranten weniger zählen als jene der temporären Gäste. Trotz allem kann Carla Pinheiro den Erfahrungen im Engadin auch Gutes abgewinnen.

Carla Pinheiro: Die Erfahrung hier [in der Schweiz] lehrt uns etwas. Wir lernen zu verlangen, zu reklamieren. Wir kennen unsere Rechte.

Interviewerin: Du findest, hier hast du gelernt, deine Rechte einzufordern?

Carla Pinheiro: Ja. Ich sage immer, alles was ich erlebt habe, hat mir geholfen. Denn wir lernen zu sehen, was gut und schlecht ist. Und wir lernen uns zu verteidigen. Wir gehen zum Beispiel nach Portugal. Die Leute dort sind sich an etwas gewöhnt. Es ist nicht so, dass wir finden, wir seien etwas Besseres, weil wir aus der Schweiz kommen. Nein. Aber wir kennen unsere Rechte.

Diese drei Frauen möchten sich nicht ohne weiteres in das bestehende Setting einfügen. Sie sind zwar zu vielen Anpassungen bereit, wollen aber zugleich das Leben vor Ort aktiv mitgestalten und erwarten dafür Respekt und Gleichberechtigung. Sie sehen sich als gleichwertige Einwohnerinnen ihrer Gemeinde, die ihren Beitrag zur Gemeinschaft leisten möchten. Mit dieser Haltung sind diese drei Frauen auf Ablehnung gestossen. Andere Frauen und Männer hingegen gestalten ihre Umgebung aktiv mit, ohne von ähnlichen Begebenheiten zu berichten oder sich von solchen massgeblich behindert zu fühlen. In welchem Ausmass negative Erfahrungen als Ablehnung empfunden werden, ergibt sich durch ein komplexes Zusammenspiel verschiedener persönlicher und externer Faktoren. Dennoch zeigen diese Beispiele ein nicht ganz so harmonisches Bild vom Leben in einer kleinräumigen Region. Nicht jeder aktive Beitrag wird von der lokalen Bevölkerung begeistert aufgenommen, nicht jede Person mit offenen Armen willkommen geheissen. Die Unterschiede lassen sich jedoch weder an der geografischen Herkunft, noch am Geschlecht oder an der Untersuchungsregion festmachen und auch nicht – wie die obigen Beispiele zeigen – am Grad der Offenheit und Partizipation. Dies zeigt sich deutlich an den interviewten Portugiesinnen und Portugie-

sen. In beiden Regionen gibt es Beispiele für grosse Akzeptanz, die sich in Aussagen wie der folgenden akzentuieren.

Ich fühle mich zuhause. Auch die anderen Leute, ich bin für sie, ich bin von hier. (Teresa Bivetti)

Gleichzeitig gibt es Portugiesinnen und Portugiesen, die sich nach Jahren immer noch fremd und unverstanden fühlen, die Akzeptanz und Toleranz vermissen und sich mit stereotypen Vorstellungen über »die Portugiesen« konfrontiert sehen, obwohl sie sich am Ort engagieren und ihr Potenzial einbringen möchten. Die Frage, was zur Akzeptanz führt oder fremd bleiben lässt, bleibt unbeantwortet. Ist es eine starke Identifikation mit dem Ort, die eine positive Einstellung befördert oder sind es Erfahrungen von Ablehnung, die einer Identifikation mit dem Ort im Wege stehen? Der Prozess des Ankommens, sich Einrichtens und sich eine Existenz Aufbauens ist so unterschiedlich wie die interviewten Personen und das Umfeld, auf das sie hier treffen.

9.2 Kategorien brechen auf

Die Interviews zeigen das breite Spektrum an Erfahrungen, Erwartungen, Zielen und Lebensstrategien von Zugewanderten auf. Pauschalisierungen oder eine Generalisierung nach Nationalitäten, Bildungshintergrund oder anderen Kriterien werden dem individuellen Streben der Interviewten nach einem selbstbestimmten und erfüllten Leben nicht gerecht. Im Gegenteil: Solche stereotypen Fremdzuschreibungen behindern die Bildung eines tieferen Verbundenheitsgefühls und widersprechen somit der Aufforderung an Zugewanderte, sich zu integrieren. Das Verständnis, was mit Integration gemeint ist, divergiert beträchtlich. Für alle Interviewten steht ausser Diskussion, dass sie finanziell unabhängig sein möchten und sich an geltende Regeln halten. Integriert fühlen sie sich allein deshalb aber noch nicht. Erst wenn sie als Individuen akzeptiert und respektiert werden, fühlen sie sich zugehörig und verbunden. Darin unterscheiden sie sich nicht von sogenannten Einheimischen oder Zugezogenen aus anderen Schweizer Kantonen und auch nicht von den vielen Weggezogenen. Trennlinien zwischen »wir« und »die Anderen« sind verfehlt. Was sie aber vielleicht von den »Sesshaften« unterscheidet, ist die bewusste Auseinandersetzung mit Fragen nach Zielen, Wünschen und Hoffnungen im Leben. Denn ohne sich diese Fragen zu stellen, wären sie nicht aufgebrochen, hätten sich gar nicht erst einer neuen

Situation gestellt und sich nicht mit dieser auseinandergesetzt. Davon zu lernen, könnte heissen, dass die Leitfragen dieser Forschung generell an die Menschen gestellt würden, die an diesen Orten leben, unabhängig von ihrer Herkunft. Wie lebt es sich an diesem Ort? Wie möchten sie leben? Was erwarten sie von ihren Mitmenschen und dem Ort, an dem sie leben? Es ist zu vermuten, dass Vieles, was hier für Migrantinnen und Migranten gesagt wurde, auch für andere Einwohnerinnen und Einwohner gilt. Gemeinsamkeiten und Unterschiede lassen sich meist weder an nationaler Herkunft noch an Mobilität und Sesshaftigkeit festmachen. Unsere Gesellschaft ist durchdrungen von Migration und Transnationalismus. Zugezogene aus anderen Schweizer Kantonen machen unter Umständen dieselben Erfahrungen bei der Etablierung in der Dorfgemeinschaft. Anscheinend sesshafte Einheimische mögen enge transnationale Kontakte pflegen und Zugewanderte sich umgekehrt stark am heutigen Wohnort verwurzelt fühlen, ohne dabei ihre grenzüberschreitenden Kontakte aufzugeben.

Eine eingehendere Beschäftigung mit den sich wandelnden Einstellungen, Perspektiven und Lebensweisen der lokalen Bevölkerung – unabhängig von ihrer Herkunft – erscheint deshalb lohnenswert. Daraus lassen sich allmähliche Entwicklungen und gesellschaftliche Veränderungen erkennen und gegebenenfalls Massnahmen für eine nachhaltige und innovative Regionalentwicklung ableiten. Dazu würde auch gehören, die Menschen nicht nur zum Zuzug zu motivieren, sondern sie auch als Mitbürgerinnen und Mitbürger zu empfangen und wertzuschätzen. Jenseits von ökonomischen Interessen braucht es ein verstärktes Bewusstsein für die sich ständig wandelnde Gesellschaft und die damit verbundenen Chancen für die Region. Zugezogene Menschen können mit ihren Ideen und Lebensweisen neue Perspektiven eröffnen und bringen Ressourcen für die Gemeinschaft mit, die über ihre Person als Arbeitskraft hinausgehen. Damit sie diese Qualitäten einbringen können, braucht es eine grundsätzliche Offenheit, die die Teilhabe aller nicht nur ermöglicht, sondern explizit dazu einlädt. Und schliesslich braucht es den Mut, Neues zu denken und zu fördern.